

Nr. 61. — Bromberg, den 10. Juli — 1924.

Du sollst nicht richten.

Roman von Erich Friesen.

(13. Fortsetzung.) — (Nachdruck verboten.)

Also richtig! Was er schon lange im geheimen gefürchtet, wovor er Tag und Nacht gebangt, was ihm seinen zynischen Gleichmut, seine kaltblütige Unverfrorenheit geraubt und ihn zum scheuen, nervösen Menschen gemacht — es war eingetroffen.

Der Staatsanwalt! Der Staatsanwalt!!

Mit zitternden Händen zündete er ein Streichholz an und verbrannte den Brief. Nie, nie durfte Irmgard ihn zu Gesicht bekommen! ....

Aber auch so stand die Sache schlimm genug für ihn — darüber war er sich klar. Der Staatsanwalt schrieb zwar nicht, was er jetzt zu tun gedachte. Aber Bruno v. Hasselrode glaubte es ohnehin zu wissen — —

Er verriegelte die Tür. Nur keinen Menschen sehen! Nur nichts hören! Allein sein! Allein und — unbeachtet!

Nur an sich selbst dachte der „Brave" in dieser schrecklichen Stunde — an sich und an das, was die Zukunft ihm bringen würde. Der arme alte Mann da unten, den er zum Mitschuldigen seines Verbrechens gemacht; der schon seit Wochen, nein, seit Monaten, seit Jahren von nagenden Gewissensqualen gefoltert wurde; der an einem schweren, unheilbaren Leiden langsam dahinsiechte, dessen Lebenstage schon gezählt waren — an diesen bedauernswerten Greis, der zudem noch sein leiblicher Bruder war, dachte er nicht.

Auch nicht an das bedauernswerte junge Mädchen mit den großen, vorwurfsvollen Augen, dem er durch das Entwenden des Briefes sein Lebensglück zum zweiten Male stahl.

Nur an sich dachte er, an sein eigenes kostbares Ich und an seine Sicherheit.

Gewiß, es ist eine der urewigsten Wahrheiten: das Gute trägt seinen Lohn in sich selbst — Seelenfrieden, innere Glückseligkeit; das Böse straft sich selbst — durch Gewissensqualen und immerwährende Angst vor Entdeckung.

Jene beiden Männer in der glänzenden Tiergartenvilla, die alles besaßen, was nach Ansicht der meisten Menschen das höchste Glück bedeutet: einen vornehmen Namen, Reichtum, Ansehen — sie verzehrten sich insgeheim. Der eine, weil sein Gewissen ihm keine Ruhe ließ, der andere, weil namenlose Angst ihn zum Wahnsinn brachte.

Bruno hatte sogar heute seinen täglichen Nachmittagsbesuch im Café Bauer unterlassen. Er mochte nicht unter Menschen gehen; aus jedem bekannten Gesicht würde er Schadenfreude, Spott oder gar Verachtung herausgelesen haben.

Finster brütend saß er in seinem luxuriös ausgestatteten Privatwohnzimmer — vor sich einen Sektkübel und eine Flasche feurigen Burgunder, den er in hastigen Zügen die Kehle herunterstürzte.

Wollte er sich Mut trinken? Oder deuteten die fest zusammengepreßten Lippen, die gerunzelten Brauen, die starr auf einen Punkt gerichteten Augen darauf hin, daß ein Plan in seinem Hirn reifte — ein Plan, dessen Ausführung ihn mit einem Male allen Ängsten enthob? ....

Nach etwa einer Stunde angestrengten Grübelns ging er hinunter in das Arbeitszimmer seines Bruders.

Baron Herbert war allein. Irmgard, die jetzt fast beständig in ihres Vaters Nähe weilte, hatte sich für kurze Zeit in ihre Gemächer zurückgezogen.

Der alte Mann blickte beim Eintritt seines Bruders gleichgültig von der Zeitung auf, in der er anscheinend gelesen hatte.

„Schon zurück vom Café Bauer, Bruno?"

„Ich war garnicht dort," lautete die in merkwürdig gepreßtem Ton gegebene Entgegnung.

Beide Brüder schwiegen eine Weile. Was sollten sie einander sagen, was sie sich nicht schon längst gesagt hätten? ...

Doch nein. Plötzlich richtete die gebrechliche Gestalt des älteren Mannes sich ein wenig im Lehnstuhl auf.

„Merkwürdig —" murmelte er, und es war, als ob er mehr zu sich selbst spräche, als zu dem nervös mit den Fingern auf der Tischplatte herumtrommelnden Bruder — „merkwürdig, wie oft ich jetzt die unmittelbare Nähe des Todes spüre! Soeben fühlte ich ganz deutlich eine kalte Hand. Es war nur ein leises, kaum merkliches Berühren; aber ich weiß, jeden Augenblick kann seine Faust mit voller Gewalt auf mich fallen und mich hinunterstoßen — hinunter ins Grab."

Er machte eine kleine Pause. Der andere schauerte zusammen, als fühlte er am eigenen Leibe die kalte Faust des nahen Todes.

„Da du nun einmal da bist, Bruno," fuhr Baron Herbert etwas lebhafter fort, „so will ich die Zeit benützen, um ein paar Worte mit dir zu reden."

„Worüber? Doch nicht über die — Vergangenheit?"

„Ja. Über die Vergangenheit."

Bruno erhob sich hastig.

„Nicht jetzt, Herbert! Nicht jetzt! Habe augenblicklich keine Zeit zu längeren Unterhaltungen. Muß noch ins Büro. Vielleicht heute abend —"

Leise seufzte der alte Mann auf.

„Nun gut! Heute abend!"

„Lebe wohl, Herbert! Und rege dich nicht unnötig auf, hörst du?"

Wie mechanisch ergriff Baron Herbert die ausgestreckte Hand seines Bruders. Es fiel ihm gar nicht auf, daß dieser außergewöhnlich herzliche Abschied für ein paar Stunden etwas seltsam war — besonders bei einem gefühlsarmen, kalten Menschen, wie Bruno v. Hasselrode.

Als Herbert die Hand wieder zurückzog, hatte der andere das Gesicht abgewandt. So konnte er nicht sehen, wie etwas wie Rührung Brunos scharfe Züge überhaucht hatte.

„Leb wohl, Herbert!" — „Leb wohl, Bruno!"

Gleichgültig nahm Baron Herbert die Zeitung wieder zur Hand, während Bruno rasch der Tür zuschritt.

An der Schwelle blickte er sich noch einmal um nach dem einzigen Menschen, für den dieser harte, unbarmherzige, brutale Mensch etwas wie Zuneigung empfand.

Still, unbeweglich saß Herbert an seinem Schreibtisch. Das weiße Haupt war auf die Brust herabgesunken — ein Bild der Hilflosigkeit und Schwäche.

Bruno preßte die Lippen fest aufeinander. Rasch verließ er das Zimmer, durchschritt die weite Halle und trat ein in sein Privatbüro.

Hier öffnete er den Geldschrank, nahm einen Haufen Banknoten heraus, steckte die Scheine, ohne sie zu zählen, ins Portefeuille, schloß ab und ging zurück nach seinem Zimmer.

Sein Gesicht trug wieder den früheren gleichmütigen, kalt überlegenen Ausdruck.

Nur seine Hände zitterten leise, als er sich durch einen raschen Griff nach der Brusttasche seines Rockes versicherte, daß die Banknoten sich in gutem Verwahrsam befanden.

Am Abend erwartete Baron Herbert seinen Bruder vergebens zu der verabredeten Unterredung.

Der Herr Baron wäre ausgegangen und noch nicht zurückgekehrt — meldete sein Kammerdiener.

XVI.

Tage verschwanden ..... und Wochen ..... und Monate ...

Vorbei waren Spätsommer und Herbst. Der Winter nahte mit seinem Gefolge von Eis und Schnee und Ballfestlichkeiten und Vergnügungen jeder Art.

In der Villa Hasselrode in der Tiergartenstraße merkte man nichts vom Heraufziehen der reichshauptstädtischen Wintersaison.

Die Fensterläden und Jalousien des ersten Stockwerks, in dem die Gesellschaftsräume lagen, waren fest geschlossen. Lautlos, auf den Zehenspitzen, huschte die Dienerschaft treppauf, treppab.

Es war, als ob der Tod Einzug gehalten hatte mit seiner Trauer und seinen Schrecken.

Im oberen Stockwerk, mit den Fenstern nach dem Garten — abseits von allem Lärm und Straßentrubel, hatte Baron Herbert mit seiner Tochter seine Wohnräume aufgeschlagen.

Von Tag zu Tag wurde der müde Greis bleicher und bleicher ... und schwächer und schwächer ... Von Tag zu Tag sah Irmgard, die ihn mit unermüdlicher Geduld pflegte, angstvollen Herzens seiner Auflösung entgegen.

Aber merkwürdig! Das matte kranke Herz des alten Mannes besaß eine wunderbare Lebenskraft. Es war, als ob der arme, müdegequälte Geist sich noch nicht losringen konnte von dem gebrechlichen Körper, als hätte er noch eine Mission zu erfüllen auf dieser armseligen Erde ...

Oft fand Irmgard ihren Vater im Lehnstuhl sitzend, mit gefalteten Händen, die Lippen sich bewegend wie in stillem Gebet, in den Augen einen Ausdruck, als suchte er nach etwas, das er nicht finden konnte.

Seit er vor Monaten an jenem Abend seinen Bruder vergebens zu der für ihn wichtigen Unterredung erwartet hatte, war mit ihm eine Veränderung vor sich gegangen. Er hatte mit Bruno über die Vergangenheit sprechen wollen. Hatte ihn bitten, ihn beschwören wollen, nach dem Verbleib der Tochter seines Vaters aus zweiter Ehe zu forschen. Er fände keine Ruhe, bevor er nicht wüßte, daß es ihr gut ginge.

Aber Bruno war an dem Abend nicht heimgekehrt. Auch nicht am nächsten Tage. Und auch nicht an den darauffolgenden Tagen.

Dafür war ein Telegramm von ihm aus Hamburg angekommen, mit den lakonischen Worten:

„Schiffe mich soeben nach Brasilien ein. Lebt wohl! Bruno."

Als Baron Herbert diese wenigen Zeilen des Abschieds las, zuckte ein wehmütig-bitteres Lächeln um seine Lippen.

Ausgekniffen! ... Bei ihm, dem totkranken Mann, lag es also jetzt ganz allein, das schwere Unrecht zu sühnen, das die beiden Brüder vor Jahren begangen.

Über dieses „Wie?" grübelte er Tag und Nacht. Und Irmgard beobachtete oft mit schmerzlichem Befremden, wie der Vater oft stundenlang unbeweglich dasitzen konnte, vor sich hinstarrend, als wälzte er schwere Gedanken in seinem armen Hirn herum.

Irmgards ganzes Denken und Empfinden konzentrierte sich jetzt nur auf den Vater.

Zuerst hatte ihr Herz noch schmerzlich aufgezuckt in dem Bewußtsein, daß Heinz Lingstedt nichts mehr von sich hören ließ, daß er sie also augenscheinlich schnell vergessen hatte. Mit geheimem Weh fühlte sie, daß sie doch immer noch gehofft hatte, wenigstens ein paar Zeilen des Abschieds zu erhalten. Und nun nichts — nichts!

Freilich, es war ja das beste so; es durfte ja gar nicht anders sein! Und doch — und doch — —

Salomea und ihre Kinder hatte Irmgard während all der Monate nicht gesehen. Eine unüberwindliche Scheu hielt sie von dem Hause oben in der Brunnenstraße zurück. Sie fürchtete, jenem schrecklichen Menschen dort zu begegnen, der ihr zuerst die furchtbare Wahrheit ins Gesicht geschleudert. Sie schämte sich vor Salomea, daß sie trotz ihrer Kenntnis des wahren Sachverhalts nichts tat, um das Unrecht zu sühnen.

Aber sie brachte es nicht übers Herz, jetzt, da sie den langsamen Verfall der Lebensgeister des Vaters dicht vor den Augen hatte, ihm durch irgend einen einschneidenden Schritt die letzten Stunden noch zur Hölle zu machen.

Vor vielen Wochen hatte sie ein kurzes Billett von Salomea erhalten mit den wenigen, für das liebende, angstvoll besorgte Tochterherz so unendlich beruhigenden Worten:

„Teuerste! Du kannst ganz ruhig sein. Von mir hat Dein Vater nichts zu fürchten. Auch von jenem Manne nicht, der Dich neulich derart erschreckte. Geld allein macht nicht glücklich — ich weiß es jetzt nur zu gut. Salomea."

Als Irmgard voll innigen Dankgefühls den Zettel an ihr heftig pochendes Herz drückte, ahnte sie nicht, welch heiße Kämpfe Salomea mit ihrem Onkel auszufechten gehabt hatte, bis er sich, wenn auch murrend und knurrend, ihrem Willen fügte.

Mit dem Gatten war es Salomea nicht so schwer geworden. Kurt Alsens frohgemute, leichtlebige Künstlernatur nahm stets alles von der besten Seite. Sein neuestes Bild hatte auf der großen Kunstausstellung eine lobende Erwähnung erhalten — seine Künstlerseele war befriedigt; die Käufer würden schon folgen.

Der brave Südafrikaner hingegen hatte lange nichts wissen wollen von „Großmut" und „christlicher Barmherzigkeit"; er nannte es einfach „Blödsinn" und „Hirnverrücktheit". Aber Salomea hatte so lange gebeten; sie war schließlich, als Bitten nichts half, böse geworden und hatte erklärt, sie würde sich von der ganzen Sache lossagen, wenn der Brummbär von Onkel gegen ihren Willen irgend etwas eigenmächtig unternähme.

Was blieb dem guten Onkel Mellini anders übrig, als nachzugeben?"

Zuerst knurrte und schimpfte er noch in allen Tonarten. Dann schwieg er. Und schließlich klopfte er schmunzelnd auf seine Tasche und meinte:

„Na, meinetwegen! Der alte Onkel ist ja auch noch da mit seinen Moneten. Hunger braucht Ihr wenigstens nicht mehr zu leiden. Das ist mein Trost!"

Für das nahende Weihnachtsfest hatte der brave Mann sich eine ganz besondere Überraschung ausgedacht. Nur Minna war ins Vertrauen gezogen, weil er die Ratschläge des kleinen Dienstmädchens in diesem Falle nicht entbehren konnte. Und ihres Schweigens war er sicher. —

Vorüber war der heilige Abend mit seinen kleinen Freuden und Aufregungen. Der Südafrikaner hatte ihn bei seiner Nichte verlebt — merkwürdigerweise ohne nennenswerte Geschenke. Nur die Kinder hatten etwas Spielzeug und Süßigkeiten erhalten.

Dafür aber hatte „Onkel Paul" für den ersten Feiertag eine Spazierfahrt in Aussicht gestellt.

Richtig hielt auch nachmittags gegen 3 Uhr ein Mietauto vor dem Hause Brunnenstraße Nr. 45.

„Nur immer hinein!" kommandierte Onkel Paul schmunzelnd, ohne zu sagen, wohin die Fahrt gehen sollte.

Kurt und Salomea folgten der Aufforderung etwas verwundert. Die Kinder in hellem Jubel. Minna, die Klein-Evchen auf dem Arm hatte, mit vor Aufregung knallroten Backen. O, sie wußte ja — sie allein wußte — —!

Obgleich es bitterkalt war — es hatte mehrere Tage lang heftig geschneit und noch jetzt fielen vereinzelte Schneeflocken hernieder, die jedoch im Straßentrubel bald als dunkle Schmutzmasse untergingen — herrschte fröhlichste Stimmung.

Eine Spazierfahrt! Und im Auto!

So groß war die allgemeine freudige Erregung, daß keiner so recht auf den Weg achtete. Bis plötzlich der Straßenlärm abebbte und die Gegend freier wurde. Kein schwarzgrauer Schmutz mehr. Keine hohen Mietskasernen. Dafür vereinzelte Villen. Und weißleuchtender Schnee ringsum.

Die Augen der Kinder strahlten!

Schnee!! Schnee!! Wirklicher klarer Schnee!?! Wie selten sehen ihn die armen Großstadtkinder — zumal die Kinder im Norden Berlins, wo jede weiße Flocke gleich untertaucht in schmutziggraues Schmiersal!

Plötzlich ein Ruck — das Auto hielt.

„Heraus!" kommandierte Onkel Paul.

„Ach, schon —?" jammerten Gert und Ilse. „Es war so schön!"

Ihre Enttäuschung verwandelte sich aber in hellen Jubel, als sie einen Schlitten vor sich sahen. Einen wirklichen Schlitten, mit Schellengeläute und warmen Wolldecken!!

„Hinein!" kommandierte Onkel Paul.

Gleich darauf saß die ganze Familie im Schlitten. Und unter Schellengeläute und Peitschengeknalle gings über die glänzendweiße Schneefläche dahin — —

Wohin? Sie fragten es gar nicht, die glücklichen Kinder. Wie verzaubert saßen sie da. Sie hätten sich gar nicht mehr gewundert, wenn plötzlich ein Schloß sich vor ihnen aufgetan hätte, mit einer strahlenden Fee!

Auch Kurt und Salomea fragten nichts. Sie sonnten sich im Jubel ihrer Kinder. Der Südafrikaner hatte ein breites, pfiffiges Lachen auf seinem runden Gesicht. Und Minna preßte die Lippen krampfhaft zusammen, damit ja kein Wort des großen Geheimnisses herauspurzelte.

Immer weiter sauste der Schlitten — immer weiter — Jetzt eine breite Allee entlang ... vorbei an schneebedeckten Kiefernwaldungen, auf deren Gezweig der Schnee wie kristallisierter Zucker glänzte ... hinein in eine villenumsäumte Straße ...

Plötzlich — ein Peitschenknall — —
Der Schlitten hielt vor einem kleinen Landhause.
Und wieder kommandierte Onkel Paul:
„Heraus!"
Schon waren die beiden Kinder aus dem Schlitten gesprungen. Bedächtiger folgten die Eltern. Was sollte das alles nur bedeuten?
Die Fenster des traulichen Holzhauses waren erleuchtet. Wie im Weihnachtsmärchen blinkten die hellen Fenster aus der Winterlandschaft zu ihnen herüber.
Onkel Paul läutete. Ein junges Mädchen, nicht viel älter als Minna, aber feiner, gewandter, mit weißer Latzschürze und weißem Häubchen auf dem blonden Krauskopf, sprang aus dem Hause und öffnete das niedrige Gartentor.
„Hinein!" kommandierte Onkel Paul.
„Wo sind wir denn?"
„Im Grunewald!"
Das freundliche Dienstmädchen knixte und hielt die Tür einladend offen. Salomea und Kurt blickten einander an. Sie begriffen noch immer nicht — —
Da nahm der rotbärtige Hüne Salomea bei der Hand und geleitete sie ins Haus.
„Dein Eigentum, liebes Kind! Ein kleines Weihnachtsgeschenk vom alten Onkel für die Tochter seiner einzigen Schwester!"
„Onkel Paul!"
Fest drückte Salomea die derbe Hand des Südafrikaners.
Dann traten sie ein in das blumengeschmückte Eßzimmerchen, in dem der gedeckte Kaffeetisch bereit stand.
„Ick hab' allens jewußt! Ick hab' allens gewußt!" jubelte Minna hinein in die Freudenrufe der Kinder. „Das Mädchen da is meine Schwester Pauline. Die wird Köchin sein und ick Stubenmädchen. Ick wußte allens! Allens! Und hab' nischt jesagt! Jarnischt!"
Und die Kinder stimmten jubelnd ein in ihr frohes Lachen. Und auch die Eltern lächelten glückselig.
Der alte Südafrikaner aber stand daneben und wischte sich eine Träne aus dem Auge. Er dachte an seine tote Schwester.

XVII.

Auch in der Villa Hasselrode in der Tiergartenstraße fand eine ganz eigenartige Weihnachtsfeier statt.
Baron Herbert hatte durch seine Tochter dem Bedientenpersonal eine größere Summe aushändigen lassen, die es nach Belieben verwenden konnte.
Er selbst ruhte wie gewöhnlich in seinem Lehnstuhl. Nur, daß er diesen Stuhl hatte vom Fenster fort an den Kamin rücken lassen, in dem ein helles Feuer lustig flackerte. Denn der alte Herr liebte das Kaminfeuer, das im Winter in seinem Privatgemach niemals ausgehen durfte.
Eine mit blauem Gazeschirm verhängte Lampe stand in der Mitte des Zimmers auf dem runden Tisch, an dem Irmgard saß und in einem Romane las. Oder sie tat wenigstens so, als ob sie las. In Wirklichkeit jedoch beobachtete sie ängstlich den Vater, der ihr heute erregter, nervöser als je erschien.
Auch ihr hatte der Vater eine bedeutende Summe als Weihnachtsgeschenk übergeben, damit sie sich kaufe, wonach ihr Herz begehrte.
Doch Irmgard hatte das Geld zurückgewiesen. „Daß ich dich noch habe, mein teurer Vater" — hatte sie innig gesagt — „ist mir Weihnachtsfreude genug. Ich habe weiter keinen Wunsch."
Ein schmerzliches Zucken war über die eingefallenen Züge des alten Mannes gegangen. Aber er hatte geschwiegen.
Und nun ruhte er, zurückgelehnt, mit geschlossenen Augen, in seinem Stuhl und duselte, wie jetzt so oft —.—
Oder grübelte er? Grübelte er? . . . .
Irmgard war sich nicht ganz klar darüber; aber dieser eigentümliche Zustand beunruhigte sie.
„Kind! Irmgard!" rief es plötzlich matt vom Kamin her.
Sie flog hin zum Vater.
„Komm Kind, setz dich zu mir! . . . . Doch erst ziehe den Lampenschirm fort, damit ich dich genau sehen kann! . . . . So ist es recht! . . . . Jetzt komm her — recht nahe!"

(Fortsetzung folgt.)

Haus Sorgenfrei.

Eine Reisegeschichte von Else Krafft.

Sie war sehr glücklich.
In der Eisenbahn saß sie meist stumm neben ihrem Mann und griff jedesmal, wenn ein besonders schönes Stück Wald oder Wasser neben dem Bahndamm auftauchte, nach der Hand Alberts.
Dann lachte er und drückte die streichelnde Frauenhand.
Sie begriff nicht, daß er lesen konnte im Coupé. Ein ganz gewöhnliches Witzblatt las er, das er sich auf dem Bahnhof gekauft hatte.
Was ging einen noch Berlin an, wenn man endlich, endlich mal hinausfuhr in die Welt! Reisen, drei Wochen das Meer sehen dürfen, allen Alltag vergessen und alle Sorge, was kümmerte da einen noch Berlin?
„Ach laß doch!" bat sie schließlich, ihm das Blatt entziehend. „Guck' lieber aus dem Fenster mit mir, da, sieh mal die Kühe zwischen den Weiden, die vollen Kirschbäume, und da, ein Storch, Bertl!"
„Ach nee," sagte er, „die Viecher wollen wir uns man abgewöhnen, sieh nicht hin, Mariechen!" Behaglich lehnte er sich wieder in seine Ecke zurück, und las das Witzblatt weiter.
Die junge Frau aber träumte mit offenen Augen.
Das war köstlich, allen häuslichen Trubel fern zu wissen. Das war beinah wie eine Hochzeitsreise, so ohne Kinder in die Welt zu fahren, aller Mutter- und Hausfrauenpflichten los und ledig.
Hans und Gretchen waren bei den Großeltern in Lindenburg prachtvoll aufgehoben, die alten Leute waren ganz entzückt über die süßen Knirpse. Nun die Kinder aus dem gröbsten heraus waren, der junge fünf, das Mädel vier Jahre alt, konnte man sie beruhigt mal den Großeltern und den vielen Tanten in der kleinen Heimatstadt überlassen.
Die junge Frau griff schon wieder nach der Hand neben sich.
„Ja, ja", sagte Albert flüchtig.
Da schob sie verletzt ihre Finger zurück. Es wäre so schön gewesen, wenn er ein bißchen zärtlicher unterwegs sein wollte. Sicher hätten dann alle Mitreisenden sie für ein jung verheiratetes Paar gehalten. Es war schon schlimm genug, daß Albert nur dritter Klasse Billette genommen hatte. Bei so einer ersten Reise nach sechsjähriger Ehe hätte er sich es doch leisten können, zweiter Klasse zu fahren.
Es war nur gut, daß sie sich noch das weiße Strandkostüm gekauft hatte mit der Durchbruchbordüre.
Sie war trotzdem sehr glücklich. Heute abend würde man schon im Strandhotel auf blumengeschmückter Terrasse sitzen zum Abendessen. Rotbeschirmte Lampen würden über dem Weinkühler leuchten, und von irgendwo kam Musik bis an den festlich gedeckten Tisch und hüllte alles in Poesie und Lebensfreude ein. Und später, wenn diese Musik nicht mehr spielte, würde man nur noch das Rauschen des Meeres hören, bis hinein in das schöne, luftige Zimmer würde es dringen, in dem sie mit Albert schlief.
Frau Mariechen sah es schon ganz deutlich vor sich, dieses erste Hotelzimmer, das sie mit ihrem Mann zusammen bewohnte. Rote Teppiche waren da und rote Glühbirnen, die das elektrische Licht dämpften. War das himmlisch schön! In so einem Zimmer mit Albert übernachten, das war wie im Roman. Das wog alle Sorgen und allen Kleinkram der Stadttage auf. Man hatte ja lange genug gespart, um so eine nachträgliche Hochzeitsreise machen zu können.
Als man am Spätnachmittag in dem bekannten Badeorte ankam, trank man zuerst sehr durstig und müde im Bahnhofsrestaurant den Kaffee.
Dann ging man auf die Wohnungssuche und ans Meer.
Diesmal war es der Mann, der zuerst die Frauenhand suchte, als die Wellen der See schäumend und klingend gegen den Strand brausten.
„F . . . f . . . fein!" sagte die junge Frau aufgeregt, indem ihr Blick von diesen Wellen aufwärts zu den Villen und Strandhotels wanderte. „Du, Bertl, da müssen wir wohnen!"
Er lachte.
„Möchten, meinst du wohl? Denn das Müssen käme uns sicher teuer zu stehen. Was glaubst du wohl, was da so ein Zimmer kostet?"
„Ist ganz gleich," sagte die junge Frau, „gib ruhig zwei Mark fürs Bett."
Er lachte noch mehr.
„Abwarten," sagte er, „aber bewahre Haltung, wenn du die Preise hörst."
Sie gingen direkt auf das erste stolze Haus zu.
Frau Mariechen zitterte vor Glück, als der Portier vor ihr dienerte wie vor einer Prinzessin.
„Was kostet ein Zimmer mit zwei Betten?" fragte Albert sehr von oben herab.
„Bitte sehr, mein Herr, von zehn Mark aufwärts pro Nacht, je nach Lage und Ausstattung."

„Danke sehr", sagte Albert.

Die junge Frau stand plötzlich wieder auf der Strandpromenade, und wußte nicht, wie schnell sie dahingekommen war.

Wie Albert dabei noch lachen konnte, begriff sie nicht.

Die andern Hotels hatten ähnliche Preise und die Privatpensionen in der Nähe des Strandes erst recht.

„Es hilft alles nichts," meinte Albert schließlich, „wir müssen tiefer ins Dorf, da gibt es sicher billigere Wohnungen."

Frau Mariechen verzog den Mund.

„Da gehe ich nicht mit. Du hast gesagt, du willst was springen lassen. Sei doch nicht so gnietschig, Berti. Ich will hier am Strande wohnen, im Hotel, ja, lieber im dritten Stock, aber vornehm!"

Er drängte sie aber mit sanfter Gewalt weiter. Wie ein Buch redete er.

Man könne doch sein schönes, sauer erspartes Geld nicht bloß für Wohnen hingeben, man wolle doch auch baden, was sehen, Dampferausflüge machen und gut essen. Sie solle doch vernünftig und lieb sein, das Glück hänge doch nicht vom Zimmer ab, das man nur von abends bis morgens benutzt.

Und mit derartigen schönen Reden führte er sie immer weiter vom Strande fort.

Die Häuschen wurden kleiner und einfacher, die Gegend stiller, und das Rauschen des Meeres hörte man schließlich gar nicht mehr.

„Halt," sagte Albert da, „sieh mal, Mariechen, das kleine Haus da drüben. Wie ein Vogelnest im Grün liegt das am Wald. Kannst du lesen, was darüber steht?"

Sie las sehr widerwillig.

„Haus Sorgenfrei."

„Nicht mal 'ne Villa", setzte sie hinzu.

Er hatte schon an die Tür geklopft.

„Guck' mal da oben das Balkonzimmerchen. Das wär' so was, nicht?"

Sie schüttelte den Kopf. Sie weinte beinah.

„Das, das is wie in Lindenburg bei Mutter, da braucht man doch nich erst an die See zu reisen! Was hat man denn in so einem Kaff?"

Aber Albert hörte nicht. Er unterhandelt bereits mit der Frau, die ihnen die Tür geöffnet hatte. Sie trug ein schwarzes Kleid, sah blaß und verhärmt aus und sprach so leise, daß Frau Mariechen sich gar nicht die Mühe gab, sie zu verstehen.

„Die Woche fünf Mark das Balkonzimmerchen, hast du gehört, Mariechen?" fragte Albert begeistert. „Das nehmen wir natürlich. Kaffee gibt's auch billig hier, und Mittag essen gehen wir ins Gasthaus, ja! Willst du nicht kommen, Schatz?"

Die junge Frau widerstrebte noch. Sie kämpfte gewaltig mit den Tränen.

Alle rosenroten Träume, von stolzen Hotelzimmern, verschleierten Glühbirnen und schwellenden Teppichen flogen fort.

„Aber, aber von hier ist es doch mindestens eine Viertelstunde bis zum Strande."

„Zehn Minuten", meinte die Fremde lächelnd, „und es ist ein so hübscher Weg durch den Wald!"

Albert war bereits die knarrende Holztreppe hinaufgestiegen.

„Famos", lobte er, als seine Frau endlich bei ihm oben war.

Aber sie weinte doch.

„In . . . in sechs Jahren das erstemal, und gleich so gnietschig", sagte sie eigensinnig, indem sie sich aufschluchzend den Hut vom Kopf nahm.

Da ließ er die erhobenen Arme sinken.

„Na denn nicht!" sagte er wütend. „Wir können ja wieder abreisen."

Und wie ein Wilder zerrte er sich Rock und Weste ab, wusch, bürstete und kämmte sich und zog sich wieder an.

„Ich gehe zur Bahn, um das Gepäck hierher bringen zu lassen."

Bums — flog die Tür, die Treppe knarrte und stöhnte, und dann war alles still.

„Mutter", schluchzte Frau Mariechen todunglücklich auf. „Hänschen, Gretchen, ihr meine geliebten Kinder."

Sie warf sich auf das buntgeblümte Sofa und glaubte noch nie so unglücklich gewesen zu sein wie in dieser Stunde.

Bis sie hochauffuhr. Es hatte leise an die Tür geklopft.

Ob Albert wieder umgekehrt war? Ob es ihm doch leid tat, sie also aus ihren Illusionen gerissen zu haben, und sie nun wieder fortholte aus dem Bauernhause, wo sie drei Wochen hausen sollte?

„Herein!" rief sie rasch.

Nein, es war nicht Albert.

Die Wirtin stand in der Tür. Sie trug jetzt über dem schwarzen Kleid eine blaue Hausschürze und blickte freundlich zu der jungen Frau herüber.

„Ich sah Ihren Herrn Gemahl fortgehen, gnädige Frau, und wollte nur nachsehen, ob auch Wasser genug oben ist, und ob die Betten frisch bezogen sind. Darf ich?"

„Bitte", sagte Frau Mariechen kurz. Das „gnädige Frau" hatte ihrer gedemütigten Seele wohlgetan. Unterwegs brauchte ja niemand zu wissen, daß sie sich kein Mädchen hielt in der Dreizimmerwohnung in Berlin und zum erstenmal eine Badereise machte.

Sehr würdevoll hob sie den zerwühlten Kopf und strich sich das Haar mit der Bürste glatt.

„Hoffentlich gefällt es Ihnen bei mir", sagte die Fremde leise. „Haben Sie schon einmal die Aussicht vom Balkon gesehen?"

„Nein", antwortete Frau Mariechen gleichgültig.

Aber sie trat doch neben der schwarz gekleideten Frau auf den kleinen Holzbalkon und sah hinunter.

Hübsch war das wohl, ja! Neben dem Wald war eine Wiese, durch die sich ein blaues Wässerchen zog. Seitwärts schauten rote Dächer und der spitze Turm eines Kirchleins durch das Grün. Blumen, vielfarbige Blumen, wohin man sah, ein Stück gelbes Ährenfeld und eine Reihe Silberbuchen, die in der Abendsonne flimmerten wie flüssiges Metall.

„Ich stelle Ihnen einen Tisch hier herauf und zwei Stühle", meinte die Wirtin freundlich. „Es trinkt sich hier hübsch Kaffee in der Morgenfrühe. Auch abends, wenn Sie müde vom Strande heraufkommen, und der Mond über dem Wald steht, sitzt sichs angenehm kühl hier."

Frau Mariechen sah in das feine, schmale Gesicht unter dem noch dunklen Haar und wunderte sich über die korrekte Sprache dieser Fremden. Sie sah nicht aus wie eine Bäuerin. Zart und schlank war sie, nur der Rücken leicht geneigt, als trüg' er schwere Last.

Die Frau fühlte den forschenden Blick.

„Ich habe Haus Sorgenfrei erst vor zwei Jahren gekauft, und es sonst auch nur als Gast mit meinem Mann ein paar glückliche Sommerwochen lang bewohnt. Als er dann plötzlich starb, paßte es sich gut, daß dieses Häuschen billig zu verkaufen war, und da dachte ich: Es sichert mir die Zukunft, wenn ich es an Fremde vermiete. Und dann auch, es hängen so viel liebe Erinnerungen daran."

Sie schwieg, indem ihr umflorter Blick sehnsüchtig an dem roten Abendhimmel hing.

„Haben Sie keine Kinder?"

Die schlanke Frau nickte.

„Einen Jungen, ja. In den großen Ferien kommt er her. Er besucht das Gymnasium in Stettin. Wenn ich den Sommer über gut vermiete, kann ich leicht die Pension für ihn bezahlen. Ich bin immer so froh, wenn junge Ehepaare bei mir wohnen, wenn ich sehe, wie die sich wohl fühlen im Haus Sorgenfrei. Alles durchlebe ich dann noch einmal, was früher in meinem Leben war. Das ganze, große Glück, das wir Frauen in der Hand haben, wenn uns noch ein geliebter Mensch gehört, der für uns sorgt und für den wir wieder sorgen können. Und wenn man mit so einem geliebten Menschen hier in Gottes Natur ein paar Wonnewochen verleben darf, ist das wie ein großes Geschenk, das man leider oft nur zu spät als solches erkennt. Es kommt zu schnell, daß Glück entzweibricht."

Sie schwieg und trat rasch von dem Balkon ins Zimmer zurück.

Frau Mariechen war ihr nachgegangen — mit ausgestreckter Hand und aufgerüttelter Seele.

„Wie weh das tun muß, den Mann verlieren", stotterte sie haltlos. „Ich . . . ich glaube, man muß furchtbar glücklich hier sein."

„Ja", sagte die schwarzgekleidete Frau, indem ein Lächeln in ihre Tränen kam, „deshalb habe ich's auch Haus Sorgenfrei genannt."

Als sie unten im Garten Blumen für die leeren Vasen der neuen Sommergäste schnitt, kam bereits der Mann der niedlichen, kleinen Frau vom Bahnhof zurück.

Warum der wohl so langsam ging?

Wieder knarrte die Treppe und ging die Tür vor dem kleinen Balkonzimmer.

Und nun ein Ruf, jauchzend und vogelhell, wie ihn nur höchstes Seligsein kennt.

„Berti!"

Die Besitzerin des Hauses Sorgenfrei trat diskret von dem Rosenbeet, das unter der offenen Balkontür lag, zurück und ging tiefer in den Garten hinein.

Das machte sie immer so, wenn zweie sich so laut und ungestüm da oben küßten.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.